

Theresa Wobbe und  
Petra Hoffmann

## Ein Blick zurück nach vorn

Die Fernwirkungen der modernen Geschlechterdifferenzierung –  
Forschungspotenziale für die heutige Akademie

Wird das 300-jährige Jubiläum der Berliner Akademie zum Anlass genommen, darüber nachzudenken, ob sie eher ein Auslaufmodell oder ein Zukunftsprojekt ist, so lohnt sich ein Blick auf ihre lange Geschichte. Stets gab es Phasen, in denen sie neue Herausforderungen zu gewärtigen und Anpassungsleistungen zu erbringen hatte. Ihre Rolle und Funktion in der Wissenschaft veränderten sich, sie verlor viel, gewann Neues hinzu und behauptete sich in einem Wissenschaftssystem, das sich über diese Jahrhunderte selbst wandelte.

Aufschlussreich für die Dynamik des Wandels ist die Relation von Akademie und Geschlecht. Die moderne Idee des Geschlechterunterschiedes, die im Kontext der »sciences de l'homme« mit den Prinzipien der Analogie, der Epistemologie der Sicht und dem Primat der empirisch-komparativen Beobachtung einhergeht, ist der von Leibniz konzipierten »Brandenburgischen Societät der Wissenschaften« fremd, aber auch dem korporativ-ständischen Geschlechterkonzept und dem Wissenschaftsverständnis der Frühen Neuzeit ist sie unbekannt.

Wie das Beispiel der Astronomenfamilie Kirch zeigt, stellte die Zusammenarbeit aller Familienmitglieder im handwerklichen Haushalt, die »family firm«, im 18. Jahrhundert eine maßgebliche kognitive und materielle Ressource für die Akademie dar (vgl. Mommertz 2002). Es sollte lange dauern, bis die Wissenschaft die Schwelle des Haushalts überschritt und die der Akademie erreichte, noch länger dauerte es, bis sie im eigenständigen Seminar und im Laboratorium *gemacht* wurde (vgl. die Beiträge in Wobbe 2002a). In Verbindung mit diesen mehrschichtigen und ungleichzeitigen Umstellungsprozessen, die von heute aus gesehen den Weg in die moderne forschungsbasierte Wissenschaft ebnet, kommt dem Geschlecht eine veränderte Bedeutung zu. Die durchgehende geschlechtliche Codierung von Orten und Gegenständen, »the sex of things«, und ihre wissenschaftliche Untermauerung koinzidiert im 19. Jahrhundert

mit der internen fachlichen Differenzierung des Wissenschaftssystems, und erst jetzt wird der Ausschluss der Frauen aus der Wissenschaft institutionell besiegelt.

Zu beobachten ist eine eigentümliche Dynamik einerseits funktionaler Differenzierung in eine besondere wissenschaftliche Sinnwelt, die sich von der Politik und Wirtschaft kommunikativ unterscheidet, und andererseits einer Überwölbung dieser unterschiedlichen Sinnwelten durch eine gemeinsame Geschlechtersemantik. An der Wende zum 20. Jahrhundert ist der Triumph dieser Differenzsemantik in den gesellschaftlichen Funktionskontexten zwar unübersehbar, doch zugleich werden die sozialen Barrieren für Frauen etwas gelockert.

Als sich die Akademie im frühen 19. Jahrhundert auf geisteswissenschaftliche Grundlagenforschung ausrichtet, initiiert sie Großprojekte, ihre sogenannten Unternehmungen, durch deren Ausbau seit 1890 eine betriebsförmige Organisation der Forschungsarbeit etabliert wird. Bemerkenswert ist, dass diese Forschung weitgehend vom wissenschaftlichen Nachwuchs durchgeführt wird, also von Personen, die selbst keine Mitglieder der Gelehrtenengesellschaft sind. Diese Projekte bilden eine Schaltstelle beim Übergang vom universitären Ausbildungs- ins Wissenschaftssystem mit der Gelegenheit zur Promotion und/oder Habilitation (vgl. für das Folgende Hoffmann 2002, 2010). Frauen sind jetzt erstmals als wissenschaftliche Mitarbeiterinnen vertreten, rund 90 Wissenschaftlerinnen sind bis 1945 in den Forschungsprojekten beschäftigt. Die meisten von ihnen werden für ihre wissenschaftliche Mitarbeit unterbezahlt und können ihr Beschäftigungsverhältnis nicht stabilisieren. Allerdings erreichen 16 Forscherinnen im Laufe ihrer wissenschaftlichen Karriere Spitzenpositionen, darunter neun Professorinnen und fünf Abteilungsleiterinnen – prominent sind die Turkologin Annemarie von Gabain (1901–1993) und die Wissenschaftshistorikerin Anneliese Maier (1905–1971).



Für die Unternehmungen der ›Preußischen Akademie‹ lässt sich beobachten, was die Wissenschaftshistorikerin Margret Rossiter über die Wende zum 20. Jahrhundert in Bezug auf die USA gezeigt hat: Im Zuge der Differenzierung von Industrie und Wissenschaft sowie durch betriebsförmige Großforschung werden berufliche Positionen mit neuartigen Tätigkeitsprofilen geschaffen, sodass auch zunehmend Frauen in die, zumeist unteren Segmente des Wissenschaftssystems gelangen (vgl. Rossiter 1980). Diese Prozesse vollziehen sich über die Akademie hinaus ebenfalls in den Forschungsinstituten und Laboratorien von Universität und Industrie.

Diese soziale Öffnung sollte zwar nicht überschätzt werden, zumal sich die Berliner Akademie bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts mit der Aufnahme weiblicher wissenschaftlicher Mitglieder, die um 2000 überhaupt statistisch bedeutsam wird, Zeit nimmt. Doch in Bezug auf die lange Dauer der kontingenten Dynamik von Wissenschaft und Geschlecht stellt die um 1900 erfolgende Öffnung durchaus eine historische Schwelle dar: Mit dem Ausbau der (geisteswissenschaftlichen) Grundlagenforschung wird auch in der Akademie eine moderne Forschungsorganisation etabliert, welche die Einbeziehung von Frauen ermöglicht. Zugleich fallen an der Wende zum 20. Jahrhundert die Zulassungsschranken in Bildung und Wissenschaft, sodass die Akademie in Berlin während der 1920er Jahre Teil eines entstehenden akademischen Arbeitsmarktes für Nachwuchswissenschaftlerinnen wird. Im späten 20. Jahrhundert ist der Weg der Frauen zunehmend von formalen Handlungserwartungen bestimmt; die Form ihrer sozialen Inklusion beginnt sich zwar unter der Maßgabe der wissenschaftlichen Leistung zu wandeln, doch sie erfolgt keineswegs ohne Ansehen der Person (vgl. Heintz u. a.). Vielmehr spielt die (sachfremde) geschlechtlich konnotierte Adressierung von Wissenschaftlern immer wieder in die Wissenschaft hinein und wird auch in der Wissenschaft erzeugt.

Welche Spuren hat dieser vor 100 Jahren anlaufende Wandel in der Beziehung von Wissenschaft und Geschlecht in der Akademie hinterlassen, und welche Bedeutung hat er heute in der Selbstbeschreibung dieser Wissenschaftsorganisation? Als wie wetterfest erweist sich die Akademie, die als ältere Dame des Wissenschaftssystems bereits viel erlebt hat, eigentlich gegenwärtig?

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts nimmt die Akademie eine reflexive Perspektive auf ihren eigenen Ort in der

Wissenschaftsgeschichte ein und lanciert ein an Problemstellungen orientiertes transdisziplinäres Konzept. Die Frage nach der Relation von Wissenschaft und Geschlecht kann sich daher nicht in einer Chronologie des Ausschlusses von Frauen erschöpfen. Mit der Initiierung des Arbeitskreises ›Frauen in Akademie und Wissenschaft‹ machte die Akademie 1998 einen ersten Schritt in Richtung auf eine reflexive Verortung in einer interdisziplinären Geschlechterperspektive. Die zweieinhalb Jahre währende Arbeit der Gruppe konnte freilich nicht mehr als ein erster Sondierungsversuch auf diesem Terrain sein. Es ist daher naheliegend, dass die Akademie sich mit der Geschlechterfrage nachhaltiger beschäftigt.

Bemerkenswerterweise taucht sie heute im Kontext der ›Jungen Akademie‹ vor allem unter dem Stichwort ›Égalité‹ auf. In der Stellungnahme der ›Jungen Akademie‹ zu den Empfehlungen »Forschungsorientierte Gleichstellungsstandards« der Deutschen Forschungsgemeinschaft vom 2. Juli 2008 werden Zweifel daran laut, ob bestehende Programme überhaupt die eigentlichen Gleichstellungshindernisse adressieren, nämlich wissenschaftsinterne und -externe Dimensionen, die bei der Aufrechterhaltung von Ungleichheit in der Wissenschaft am Werke sind. Inwieweit spukt die Auffassung von der wissenschaftlichen ›persona‹ (vgl. Daston 2003; Wobbe 2008), also die Fiktion der ungebundenen, ausschließlich der Wissenschaft hingeebenen Person, die der Familie lediglich zur affektiven Stabilisierung bedarf, heute immer noch in Förderprogrammen und Wissenschaftsvorstellungen herum? Wie kommt es, dass eine im 19. Jahrhundert unter anderen strukturellen Bedingungen entstandene Fiktion weiterhin wirksam ist? Das führt auf die Frage, wie viel Wissen eigentlich im Geschlecht steckt und wie die wissenschaftlichen Disziplinen, oftmals eng verwoben mit dem Alltagswissen, kulturelle Selbstverständlichkeiten und Evidenzen in den Geschlechterbeziehungen stabilisieren.

An diesen Fragen wird das Gefälle zur frühneuzeitlichen Wissenschaft deutlich, die oftmals von der Familie als korporativer Einheit lebte, während sich der im 19. Jahrhundert verankerte ›cordon sanitaire‹ zwischen Wissenschaft und Familie für Forscherinnen und Forscher heute zunehmend als ein schwer zu überwindendes Hindernis darstellt mit hohen Kosten für das eigene Fortkommen und wohl auch für das Wissenschaftssystem.

Für eine historisch und interdisziplinär vergleichende Wissenssoziologie der Geschlechterdifferenzierung bie-



ten sich von hier aus verschiedene Anschlüsse, die für die *junge* und die *alte* Akademie gleichermaßen instruktiv sein könnten. Eine historische Semantik der Geschlechterdifferenzierung der Wissenschaften des 19. und 20. Jahrhunderts kann die Kosmologien und Naturalisierungen zutage fördern, die bis heute die Konzepte der Gleichstellung sowie die Selbstbeschreibung wissenschaftlicher Organisationen imprägnieren, aber auch in die kognitiven Welten der Disziplinen ausstrahlen. Gerade weil es hierbei nicht einfach um die Fortsetzung einer Tradition geht, sondern zugleich auch um die Aktivierung semantischer Reservoirs, ist eine Erforschung der begrifflichen Fundamente ebenso erhellend, wie flankierende empirische Studien dies versprechen. Mithilfe dichter Analysen ließe sich erschließen, wie und in welchen Kontexten sachfremde Adressierungen mit Blick auf das Geschlecht am Werke sind, während national vergleichende Untersuchungen etwas mehr Licht in die deutsche Wissenschaftslandschaft nach Bologna und nach der Exzellenz bringen könnten, um sich von anderen Wissenschafts- und Geschlechterkulturen irritieren zu lassen. So gesehen könnte die Akademie, zumal im Berlin-Brandenburgischen Gelände, ihre reflexive Ausrichtung für die notwendigen Impulse als Zukunftsprojekt stärken.

#### Literatur

- L. Daston: Die wissenschaftliche Persona. Arbeit und Berufung, in: Th. Wobbe (Hg.): *Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne. Beiträge zum Wandel der Geschlechterbeziehungen vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Bielefeld 2003, S. 109–136
- B. Heintz, M. Merz und Ch. Schumacher: Die Macht des Offensichtlichen. Voraussetzungen geschlechtlicher Personalisierung in der Wissenschaft, in: *Zeitschrift für Soziologie* 36, 4 (2007), S. 261–281
- P. Hoffmann: Innenansichten der Forschungsarbeit an der Akademie: Zur Geschichte von Mitarbeiterinnen in den wissenschaftlichen Projekten der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (1890–1945), in: Th. Wobbe (Hg.): *Frauen in Akademie und Wissenschaft*, a.a.O., S. 93–123
- M. Momertz: Schattenökonomie der Wissenschaft. Geschlechterordnung und Arbeitssysteme in der Astronomie der Berliner Akademie der Wissenschaften im 18. Jahrhundert, in: Th. Wobbe (Hg.): *Frauen in Akademie und Wissenschaft*, a.a.O., S. 31–63
- M. W. Rossiter: Women's Work in Science, 1880–1910, in: *Isis* 71 (1980), S. 381–398
- Th. Wobbe (Hg.): *Frauen in Akademie und Wissenschaft. Arbeitsorte und Forschungspraktiken (1700–2000)*. Berlin 2002
- Th. Wobbe: Umbrüche in Wissenschaft und Geschlechterordnung: Max Weber im ›Lebensbild‹ Marianne Webers, in: A. Lütke und R. Prass (Hg.): *Wissenschaftspraxis und Gelebtenleben – in Selbstzeugnissen*. Weimar 2008, S. 65–86